

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

20. Sonntag nach Trinitatis, 17. Oktober 2021, 10 Uhr

Predigt über Prediger 12,1-7

¹ Denk an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen und die Jahre nahen, da du wirst sagen: »Sie gefallen mir nicht«; ² ehe die Sonne und das Licht, der Mond und die Sterne finster werden und die Wolken wiederkommen nach dem Regen, – ³ zur Zeit, wenn die Hüter des Hauses zittern und die Starken sich krümmen und müßig stehen die Müllerinnen, weil es so wenige geworden sind, wenn finster werden, die durch die Fenster sehen, ⁴ wenn die Türen an der Gasse sich schließen, dass die Stimme der Mühle leise wird und sie sich hebt, wie wenn ein Vogel singt, und alle Töchter des Gesanges sich neigen; ⁵ wenn man vor Höhen sich fürchtet und sich ängstigt auf dem Wege, wenn der Mandelbaum blüht und die Heuschrecke sich belädt und die Kaper aufbricht; denn der Mensch fährt dahin, wo er ewig bleibt, und die Klageleute gehen umher auf der Gasse; – ⁶ ehe der silberne Strick zerreißt und die goldene Schale zerbricht und der Eimer zerschellt an der Quelle und das Rad zerbrochen in den Brunnen fällt. ⁷ Denn der Staub muss wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

Gnade sei mir euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt, Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde, jeder Chor sucht nach dem freien und offenen Klang. Er soll aufblühen und leuchten, und sich zurücknehmen, wo immer die Komposition es verlangt. Jeder Chor sucht nach dem Klang, in dem nicht die einzelnen Stimmen zu hören sind, sondern das Zusammenspiel, etwas, das größer ist als die Addition all der Einzelnen sein kann. Wenn das gelingt, spürt man eine Kraft, manchmal ganz zart, manchmal erschütternd, ein Getragenwerden und Tragen, ein Geben und Beschenktwerden. Eine Bewegung, die aus mir kommt, aber in die ich auch eintrete. Resonanzraum. Klangraum. Es ist wie ein Schöpfungsakt, an dem ich teilhabe, den ich aber selbst nicht machen kann. Und manchmal, hat mir einmal eine Sängerin erzählt, manchmal ist es so als ob wir mit dem Klang Anteil hätten an einem anderen Klang, der durchs Universum zieht, oder aus der Tiefe kommt, zumeist unhörbar, aber dann und wann machen wir ihn mit unserem Gesang vernehmbar, locken ihn hervor. Das sind so Momente... Ich, sagte sie, ich lese das für mich als spirituelles Geschehen.

Wie lesen wir das Leben? Wie lesen wir die Welt, wie unsere eigene Geschichte? Ist Sie nur die Aneinanderreihung von Ereignissen, die uns zufällig treffen, eine Verkettung von Umständen: weil ich dies gemacht habe, geschah mir jenes?

Alles ganz logisch. Ist das Leben so? Oder lesen wir es anders? Vielleicht auf dem Hintergrund eines Sinns, uns vorgegeben, aber unseren Augen verborgen? Wie lesen wir das Leben, das was uns geschah, oder das, was nie geschah, was wir aber schmerzlich vermissen? Wie lesen wir das Leben, wenn auch der schönste Klang verklingt und wir begreifen, was das heißt: endlich zu sein? Hat das alles einen Sinn?

Menschen können denken. Und weil wir denken können, suchen wir. Wir wollen uns geborgen fühlen und geliebt werden, wir wollen uns frei fühlen und erfolgreich sein. Wir wollen. Aber warum wollen wir? Weil wir uns nach etwas sehnen, was dem Leben einen Sinn gibt.

Die Frage nach dem Sinn beschäftigt Menschen seit jeher. Auch den Verfasser jenes Buches der Bibel, der „Prediger“ oder „Kohlet“ genannt wird. Er betrachtet das Leben. Er sieht ganz genau hin. Er beginnt nicht

mit einer Offenbarung Gottes, nicht mit Erzählungen vom göttlichen Wirken in der Geschichte der Menschen, sondern er beginnt bei den Erfahrungen, bei den Beobachtungen, die er macht. „Alles hat seine Zeit“, schreibt er. Weinen hat seine Zeit, Lachen hat seine Zeit. Klagen hat seine Zeit, Tanzen hat seine Zeit. Geborenwerden hat seine Zeit, Sterben hat seine Zeit. Am Ende ist alles eitel und Haschen nach Wind. Es ist ein nüchterner Blick auf das Leben, und auf seine Endlichkeit.

Und am Ende des Buches Kohelet folgt der Textabschnitt, der für diesen Sonntag vorgesehen ist. Er steht im 12. Kapitel:

12¹Denk an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen und die Jahre nahen, da du wirst sagen: »Sie gefallen mir nicht«;

²ehe die Sonne und das Licht, der Mond und die Sterne finster werden und die Wolken wiederkommen nach dem Regen, – ³zur Zeit, wenn die Hüter des Hauses zittern und die Starken sich krümmen und müßig stehen die Müllerinnen, weil es so wenige geworden sind, wenn finster werden, die durch die Fenster sehen, ⁴wenn die Türen an der Gasse sich schließen, dass die Stimme der Mühle leise wird und sie sich hebt, wie wenn ein Vogel singt, und alle Töchter des Gesanges sich neigen; ⁵wenn man vor Höhen sich fürchtet und sich ängstigt auf dem Wege, wenn der Mandelbaum blüht und die Heuschrecke sich belädt und die Kaper aufbricht; denn der Mensch fährt dahin, wo er ewig bleibt, und die Klageleute gehen umher auf der Gasse; – ⁶ehe der silberne Strick zerreißt und die goldene Schale zerbricht und der Eimer zerschellt an der Quelle und das Rad zerbrochen in den Brunnen fällt. ⁷Denn der Staub muss wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

Wie lesen wir das Leben? Und wie erzählen wir das Leben, denn erst die Erzählung macht ja aus den treibenden Bruchstücken des Erlebten einen Strom aus Zeit und Sinn. Erzählen heißt, Zusammenhänge herstellen.

Nun kann man bei diesen Versen aus dem Buch Kohelet nicht eigentlich eine Erzählung herauslesen. Eher sind es poetische Skizzen, eher wie ein Gedicht. Verdichtete Sprache, der man nicht allein mit analytischem Blick auf die Spur kommt. Es geht um die Endlichkeit des Lebens. Und die wird umschrieben mit Bildern, die uns etwas sehen und hören und fühlen lassen.

In der Moderne haben Menschen gelernt, Krankheiten und Gebrechen mit diagnostischer Präzision zu besprechen. Das war funktional hoch erfolgreich und führte zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, die unseren Generationen ein bislang unbekanntes Maß an Lebensqualität und Lebensdauer geschenkt haben. Und doch ist auf der Rückseite dieses Erfolges die Sprachlosigkeit gewachsen. Denn wo Therapie und Medizin mit ihrem Latein am Ende sind, wenn es ums Sterben geht, versagt die Sprache der Wissenschaften ihren Dienst. Was fehlt, sind ehrliche und würdige, verbindende und öffnende Worte, wo das Erleben von Endlichkeit und körperlicher Not, Angst und Abschied ausgedrückt werden wollen. Bei Kohelet findet sich eine solche Sprache.

Da ist das Bild vom Haus, das sich langsam leert. Die dort gelebt haben, all die Bediensteten, der ganze Hausstand werden weniger. Die letzten stellen nach und nach die Arbeit ein. Die letzten werden immer schwächer. Fenster werden verdunkelt, Türen geschlossen. Der Vogelgesang am Morgen verklingt. Zunächst mag gar nicht deutlich werden warum dies erzählt wird, bis sich schließlich der Trauerzug zeigt. Da heißt es: „denn der Mensch fährt dahin, wo er ewig bleibt, und die Klageleute gehen umher auf der Gasse“.

Hier wird das Haus zum Bild für den Körper, den die Lebensgeister nach und verlassen. Wenn das Seh- und Hörvermögen nachlassen und die Kontaktflächen zur Außenwelt mühsam werden.... Wenn die Fenster sich schließen...

Aber es verdichtet sich in dem Bild des Hauses auch so manche konkrete Erfahrung mit den Häusern und Wohnungen, in denen wir leben. Das Haus, das uns im Alter zu groß wird, die Stille, die durch die leeren Zimmer zieht, wo einmal die Kinder gelebt haben. Das Leben, dass sich auf wenige Räume zurückzieht, weil das Gehen beschwerlich geworden ist. „wenn man vor Höhen sich fürchtet und sich ängstigt auf dem Wege“, wie Kohelet schreibt. Auf steile Leitern und Treppen wagt man sich schon lange nicht mehr, und man vermeidet, abends noch aus dem Hause zu gehen: Beklommenheit ergreift das Herz. Inneres und äußeres Erleben schieben sich in diesem Bild des Hauses übereinander.

Und dann macht der Autor etwas Unerwartetes: auf dem Weg vom sich leerenden Haus hin zum „ewigen Haus“, schiebt er plötzlich eine Wahrnehmung der erwachenden Natur ein. Der Mandelbaum blüht im Frühling auf, die Heuschrecken fressen sich satt am frischen Grün, und die Kapern brechen auf und streuen ihre vollreifen Samen auf das Land. Es ist wie ein Gegenbild.

Ist es ein Trostbild? Für viele ist es das. Dass die Natur weiter Frucht hervorbringt, das Leben nicht am Ende ist wenn es mit mir zu Ende geht, der ewige Kreislauf immer neu das Leben hervorbringt. Es ist zumindest ein Wechsel der Aufmerksamkeit. Ich sehe von mir selbst ab. Schon das kann Trost sein.

Und dann geht es zum Brunnen.

„der silberne Strick zerreißt und die goldene Schale zerbricht und der Eimer zerschellt an der Quelle und das Rad fällt zerbrochen in den Brunnen.“ Hinunter geht es. In die Tiefe des Brunnens, in die Tiefe der Quelle. Kein mühsames Wasserschöpfen mehr, mit dem der Durst gestillt wird und doch immer wieder kommt. Schale und Eimer dürfen zerschellen, tauchen hinein in die Tiefe, aus der alles kommt und in die hinein alles zurückkehrt. Alles wird aufgefangen und aufgehoben. Das ewige Haus, das Grab, die Quelle, die Bilder verbinden sich. Und dann geht es hinauf. Denn der Staub muss wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Nach unten geht es und hinauf, in die Tiefe der Lebensquelle und in die Höhe der Gottesgegenwart.

Liebe Gemeinde, es gibt wenige Texte in der Bibel, die so zart und zurückhaltend von einem neuen, ewigen Leben sprechen. Und so bildreich von der Endlichkeit des Lebens. Das ist der Klang der Weisheitsliteratur, die genau hinschaut und das Leben zu lesen und zu deuten versucht. Gerade das Leben, das sich seiner Endlichkeit und Zerbrechlichkeit bewusst wird, das sich immer weniger und weniger durch sich selbst rechtfertigen kann. Nicht mehr durch das, was wir leisten und das, was wir im Leben schaffen, nicht mehr durch die eigene Arbeit oder Intelligenz, durch das, was wir darstellen wollen oder durch die Anerkennung, die wir zu erwerben versuchen. Sie beschreibt die Phase des Menschseins, in der wir immer weniger tauglich und verwendbar sind. Sie beschreibt den Ort, an der alle Souveränität verloren geht. An der wir spüren, dass wir angewiesen sind. Wehrlos. Wir ergeben uns. Und vielleicht ist das der Moment, wo wir beginnen zu ahnen, was Gnade ist. Denn wir sind durch gar nichts mehr gerechtfertigt als durch den Blick der Güte, der uns schöner findet als wir sind und je waren.

Liebe Gemeinde, das ist nicht alles, was es zum Leben und Sterben zu sagen gibt. Die Kantorei wird weitererzählen. Sie wird die große Auferstehungshoffnung zum Klingen bringen. „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt“, denn „Christ ist erstanden von dem Tod.“ „So werden auch wir durch Christus auferweckt.“ Die Hoffnung wird Klang, ein Klang, der uns verbinden und aufrichten will. Und der uns tragen will zur Tiefe der Quelle und in die Höhe, in der wir mit den Engeln das Halleluja singen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, er bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.